

# DATUM

Osterreichische Post AG,  
PZ 16Z040895 P  
Satzbau Verlags GmbH,  
Kirchengasse 18/8, 1070 Wien  
Preis: AT € 7,50  
Nachdruck verboten



## Öffnung oder Rückzug

Welche Taktik löst die Probleme unserer Welt?

**25 Stimmen** zur **Coronakrise** • Wer ist in Österreich **fremd**? • EU-Kommissar **Hahn** im **Porträt** •  
Was bedeutet **Corona** für den **Klimawandel**? • Die **Hoffnung** der **französischen Rechten**



# Wir können auch anders

Die Coronakrise schränkt unser Leben massiv ein. Was lässt sich daraus für den Kampf gegen den Klimawandel lernen?

TEXT : Katharina Kropshofer und Clara Porak

ILLUSTRATION : Andreas Leitner

**M**an könnte meinen, die Erde rächt sich: Zuerst Waldbrände in Australien, dann eine Heuschreckenplage in Ostafrika, und nun die Pandemie. Das Coronavirus, COVID-19, hat die Welt zum Stillstand gebracht. Wir stecken inmitten einer Krise, genauer gesagt, inmitten multipler Krisen. Die Coronavirus ist dabei kein von der Klimakrise völlig getrenntes Phänomen, sondern zum Teil ebenfalls Symptom unseres sorglosen Umgangs mit Ressourcen und Umwelt.

Wie kann das sein? Nun, nicht die wilden, abgelegenen Gegenden sind der Schnellkochtopf für die Erreger, sondern unsere destruktive Art, mit diesen Gegenden und ihrer Vielfalt an Pflanzen und Tieren umzugehen, so die heutige Meinung vieler Biodiversitätsforscher und Epidemiologen. Vor 20 Jahren glaubte man etwas anderes: Viren und andere Pathogene, die zu Epidemien und Pandemien führen, kommen aus der unangetasteten Natur, so die damalige Theorie. Dort, in den Tiefen der tropischen Regenwälder und inmitten der exotischen Wildnis würden die Erreger von Krankheiten wie HIV, Dengue und Ebola schlummern.

Heute weiß man, dass die Ausbreitung von Epidemien auf mehreren Ebenen mit ökologischen Problemen zusammenhängt: Wälder werden abgeholzt, Ressourcen wie Kohle auf weiten Flächen abgebaut, Straßen errichtet und so Flächen mit Beton oder Asphalt versiegelt, womit die darunterliegenden, wertvollen Ökosysteme außer Balance gebracht werden. Moskitos lieben zum Beispiel frisch abgeholzte Flächen, die oft reichlich Sonne und Wasser bekommen – eine Brutstätte für Krankheiten wie Malaria und Dengue. Zusätzlich können sich Krankheitsüberträger wie Moskitos oder Zecken mit wärmeren Temperaturen weitere Gebiete erschließen. Außerdem scheinen einfältige Landschaften (also jene mit weniger Artenvielfalt, wie Monokulturen) mit größerer Wahrscheinlichkeit mehr Viren zu übertragen, so Experten der »Planetary Health Alliance«, ein Konsortium aus Universitäten, NGOs und Forschungsinstituten der ganzen Welt. Denn zerstört man Lebensräume und vermindert die Vielfalt, können auch Arten verloren gehen, die eine schützende Rolle übernehmen. Das sind zum Beispiel Arten, die ein stärkeres Immunsystem haben. Und andersherum



gilt auch: Wenn durch zerstörte Lebensräume zum Beispiel Fuchs oder Eule wegfallen, wird auch die Population von potenziellen Überträgern wie Mäusen nicht mehr unter Kontrolle gehalten.

Die Übertragung der Krankheiten von Tier auf Mensch seien versteckte Kosten der menschengemachten, ökonomischen Entwicklung, so Kate Jones, Leiterin des Instituts für Ökologie und Biodiversität am University College London, im Gespräch mit dem britischen *Guardian*. Globalisierungsprozesse, die uns Tag für Tag neue Gegenden erschließen lassen, beschleunigen diese Prozesse noch weiter und bringen uns vermehrt mit krankheitsübertragenden Tieren in Berührung. Drei Viertel aller neuen Krankheiten, die Menschen betreffen, stammen ursprünglich aus Tieren, so schätzen die us-amerikanischen »Centers for Disease Control and Prevention« (CDC). Viele Viren, auch jene aus der Familie der Coronaviren, konnten mit Fledermäusen in Verbindung gebracht werden. MERS, ein solches Virus, infizierte bis heute etwa 2.500 Menschen hauptsächlich im Nahen Osten. Es soll von Fledermäusen auf den Zwischenwirt Dromedar und dann auf den Menschen übertragen worden sein. Und auch das neue Coronavirus, oder SARS-CoV-2-Virus, wie es eigentlich heißt, scheint seinen Ursprung wohl in den Säugern der Lufte zu haben.

Sind also die Fledermäuse schuld? Nein, denn zur Übertragung auf den Menschen braucht es andere Zwischenwirte. Und das sind meist Tiere, die durch die Zerstörung ihrer natürlichen Lebensräume nach einem neuen Platz in der Stadt suchen oder von uns bewusst in die Städte gebracht werden. Würden wir

uns nicht in dicht bevölkerten Städten mit wilden Tieren umgeben, wäre das Virus vermutlich nie zu und in uns gelangt. Die chinesische Regierung sieht den Huanan Markt in Wuhan, auf dem mit 30 bis 40 verschiedenen Wildtierarten gehandelt wird, als Ursprungsort. Auch dort zu finden: Schuppentiere, die am häufigsten illegal gehandelte Tiere der Welt – und ein Kandidat, der als Zwischenwirt für das Coronavirus in Frage kommt.

Ökologische Probleme sind dabei noch in anderer Hinsicht ein Risiko-Vervielfältiger: Eine Studie im Journal *Environmental Health* zeigte, dass Menschen in Regionen mit höherer Luftverschmutzung doppelt so wahrscheinlich mit SARS, auch ein Vertreter der Familie der Coronaviren, infiziert wurden.

Während unsere umweltschädliche Lebensweise das Virus erst zu uns gebracht hat, sieht es so aus, als könnte ausgerechnet dessen Verbreitung die ökologischen Probleme wiederum entschärfen: Die Treibhausgas-Konzentration in der Atmosphäre steigt zwar weiter, aber immerhin etwas langsamer als zu Beginn des Jahres. Denn laut einer Studie der Organisation »Carbon Brief« sind die CO<sub>2</sub>-Emissionen im ersten Infektionsland China im Vergleich zum Vorjahr bereits um 25 Prozent gesunken.

Die Liste der Effekte, die das Virus in kürzester Zeit ausgelöst hat, ist lang: Flugreisen werden gestrichen, Autos stehen still, energieintensive Prozesse werden eingeschränkt oder gestoppt. Der Ölpreis ist um 30 Prozent gefallen. Die Internationale Energieagentur hat vorausgesagt, dass die weltweite Ölnachfrage 2020 zum ersten Mal seit über einem Jahrzehnt sinken wird. In Wien ist der Stromverbrauch seit Beginn des COVID-19-Ausbruchs laut Medienberichten gleich um etwa ein Fünftel eingebrochen. Auch die Luftverschmutzung in Italien und China ist laut ESA und NASA stark zurückgegangen. Und Deutschland könnte aufgrund des scharfen Emissions-Abfalls sogar seine Klimaziele für 2020 erreichen. Doch was geschieht nach der Krise?

Hat das Virus Potential, einen Fuß auf die Bremse der ökologischen und der Klimakrise zu stellen? Stellen die Umwälzungen in Reaktion auf das Coronavirus eine Chance für die Bewältigung dieser Krisen oder doch nur einen kurzen Einbruch eines Systems dar, das nach dem Innehalten erst recht wieder beschleunigt nach oben gehen wird? Oder kann das Virus sogar zu einer Art Backlash führen, der die Politik auf klimafreundliche Investitionen vergessen und die Wirtschaft nur umso sorgloser mit Ressourcen umgehen lässt?

»Ich gehe davon aus, dass die Coronakrise kaum verändert, wie viel CO<sub>2</sub> sich in der Atmosphäre befindet«, sagt Günter Getzinger, Professor für Philosophie und Technologiepolitik an der TU Graz. Kurzfristig werde zwar weniger CO<sub>2</sub> ausgestoßen, auf die Gesamtkonzentration habe das aber sehr wenig Auswirkung. »Die Konzentration ist aktuell so hoch, dass es kaum einen Unterschied macht, wenn ein paar Monate weniger CO<sub>2</sub> emittiert wird«, sagt der Experte. Im Moment sei das öffentliche Leben zwar stark begrenzt, doch kritische Infrastrukturen kaum oder gar nicht betroffen: Der Abbau fossiler Brennstoffe geht weiter, und weder werden Kohlekraftwerke vom Netz genommen, noch Viehzucht beschränkt oder nachhaltige Mobilität befördert. Mittel- und langfristig könne man deshalb davon ausgehen, dass die Emissionen weiter steigen.

Und doch: Eine Krise ist immer auch ein Umbruch. Dieses Phänomen beschreibt der 2015 verstorbene Soziologe Ulrich Beck in seinem letzten, unvollendeten Buch, »Die Metamorphose der Welt«. Er nennt das »emanzipatorische Katastrophe«: Ist der Glaube da, dass der Klimawandel eine fundamentale Bedrohung für Menschheit und Natur darstellt, dann ist auch die Grundlage für einen Wandel zum Besseren geschaffen. Die Metamorphose, auf die er hofft, geht weiter, als das Konzept der Risikogesellschaft, das Beck berühmt gemacht hatte: Darin beschrieb er, dass es in der Moderne nicht mehr nur um die Nutzbarmachung der Natur selbst gehe, sondern um Folgeprobleme der technisch-ökonomischen Entwicklung. Seine neuere Theorie beinhaltet die Aufhebung der Unterscheidung zwischen Natur und Gesellschaft. Der Klimawandel sei nichts anderes als die Verkörperung einer ganzen Epoche an anhaltender Industrialisierung und der damit verbundenen Anhäufung von Risiken.

Heute geht es nicht mehr nur um die negativen Effekte positiver Entwicklungen, also zum Beispiel Umweltverschmutzung durch Industrialisierung, sondern auch um die positiven Effekte negativer Entwicklungen: Krisen wie Epidemien geben – trotz ihrer katastrophalen humanitären Konsequenzen – neue Orientierung. Sie sind wie ein Kompass, der der Menschheit plötzlich in die Hände fällt. Wo darauf Norden liegt, und in welche Richtung wir gehen möchten, muss diskutiert werden. Das öffnet neue Kooperationsmöglichkeiten. So bieten Nachbarn ihre Hilfe an, tausende Freiwillige melden sich zum außerordentlichen Zivildienst und über 90 Prozent der Bevölkerung halten laut Befragungen Maßnahmen einer Regierung, die noch vor Kurzem als Experiment galt, für angemessen. Ist das das emanzipatorische

*Ist der Glaube da, dass der Klimawandel eine Bedrohung für Menschheit und Natur darstellt, dann ist auch die Grundlage für einen Wandel zum Besseren geschaffen.*

Potential, welches man auch aus der Krise um Corona ziehen und für die Klimakrise nützen kann?

Im Sinne von Becks Gedankengang würde das heißen: Wer den Klimawandel als Risiko für die globale Gesellschaft zu begreifen lernt, bedingt damit automatisch auch ihre Metamorphose. Martin Cames, Leiter des Bereichs Energie und Klimaschutz am Öko-Institut in Berlin, sieht das Potential dieser Krise so: »Es geht darum, neue Dinge auszuprobieren, die bisher undenkbar schienen.« Gleichzeitig müsse man auch pragmatisch und realpolitisch sein. Die wirtschaftspolitischen Maßnahmen müssen auf ihre Folgen für Klima und Biodiversität geprüft werden. »Klima-Mainstreaming« nennt Cames das. Konkret heißt das für den Experten vor allem in der Bauindustrie, der digitalen Kommunikation und im Verkehr, die Weichen in Richtung Nachhaltigkeit zu stellen.

Vergleicht man es mit vergangenen Krisen, hält das aktuelle Szenario negative und positive Ausgänge bereit: Gerade eine verschärfte Konkurrenzsituation nach der Krise könne dazu führen, dass man versucht, wieder möglichst schnell zu dem davor herrschenden wirtschaftlichen Zustand zurückzukehren, sagt Getzinger. Dasselbe sei auch während der Finanzkrise 2008 und 2009 passiert. »Damals hat man versucht, die Wirtschaft um jeden Preis anzuregen«, sagt Cames. Auch wenn man sich nun noch am Anfang der rezenten Krise befinde und eine genaue Entwicklung noch nicht absehbar ist, scheint Cames vorsichtig optimistisch: »Ich bin zuversichtlich, dass man aus 2008 und 2009 gelernt hat, ökologische Aspekte mitzudenken.« Mittlerweile gebe es auch rechtliche Verpflichtungen dazu: das Pariser Klimaabkommen und der »European Green New Deal« fordern das erwähnte Klima-Mainstreaming ein. Das bedeutet, dass die wirtschaftspoli-

*Während unsere Lebensweise das Virus zu uns gebracht hat, sieht es so aus, als könnte dessen Verbreitung die ökologischen Probleme wiederum entschärfen.*

tischen Maßnahmen, die in Folge der Krise um das Coronavirus notwendig sein werden, auf ihre Klimafreundlichkeit überprüft werden müssten. Ob das auch wirklich passiert, sei entscheidend für den Klimaschutz, so Cames.

Konkret könnte das so aussehen: Sollte die staatliche Hilfe nach Corona genutzt werden, um Fluglinien wieder finanziell auf die Beine zu helfen, könnte das auch mit Konsequenzen wie einer Kerosinsteuer oder Steuererleichterungen für spritsparende Maschinen einhergehen. Erneuerbare Energien könnten außerdem zukünftig eine stabilere Investitionsquelle sein als der stark fluktuierende Ölmarkt, erklärte ein Experte des Imperial College London jüngst dem Magazin *Forbes*. Energie aus Wind, Sonne oder Wasser ist nämlich resistenter gegenüber Monopolisierung durch Kartelle und Manipulation. Nun müsse dieser Markt nur noch wachsen, und jetzt sei der entscheidende Punkt, die Anreize dafür zu geben. Vertreter von Stiftungen aus dem deutschsprachigen Raum wandten sich bereits am 18. März dieses Jahres in einem Brief an Kommissionspräsidentin Von der Leyen, und forderten, den »Green New Deal« zur Basis für Konjunkturpakete nach der Coronakrise zu machen.

**D**och für manche geht das noch nicht weit genug. Um die Klimakrise zu lösen, brauche es nicht nur oberflächliche Maßnahmen, sondern zentrale Systemveränderungen: »Es gilt, tiefere Fragen an ein Wirtschaftssystem in der Krise zu stellen«, sagt Adam Pawloff von Greenpeace. Jetzt hätten wir die Chance, ganz neu über Wirtschaft nachzudenken: »Hätten wir

*Man ist ein guter Bürger,  
wenn man daheim bleibt.  
Bezogen auf  
umweltfreundliche  
Maßnahmen ist das derzeit  
noch ganz anders.*

beispielsweise ein bedingungsloses Grundeinkommen, müssten tausende Menschen sich derzeit weniger Sorgen machen. Wir könnten dann auch mehr Mittel in das Gesundheitssystem und die Pflege investieren.«

Dazu könnte eine Diskussion über persönliches Verhalten und eine damit einhergehende Verantwortung kommen: Schon lange wird darüber geschert, dass sich die meisten Meetings auch durch E-Mails oder jedenfalls Videokonferenzen ersetzen ließen. Was, wenn sich das nun bewahrheitet? Vor der Buchung der nächsten Reise zu einer Konferenz in einem anderen Land könnte man zukünftig innehalten – oder müsste sich vor Chef und Kollegen vielleicht sogar rechtfertigen. Corona könnte also nachhallen.

Isabella Uhl-Hädicke ist Umweltpsychologin an der Universität Salzburg und forscht dort zum Thema Klimawandelkommunikation und Verhaltensänderungen. Im Vergleich zur Klimakrise unterscheidet sich die Coronakrise dadurch, dass Konsequenzen unmittelbarer spürbar seien, erklärt sie: »Es ist zwar eine Herausforderung zu begreifen, dass sich meine Handlungen in der Kurve erst in Monaten bemerkbar machen. Aber durch tägliche Horrormeldungen bekommen wir ein höheres Gefühl sogenannter Selbstwirksamkeit.« Wir glauben also daran, dass das eigene Verhalten Einfluss haben kann. In Hinblick auf COVID-19 ist in kürzester Zeit eine gewisse Verhaltensweise zur sozialen Norm geworden. Am 18. März, rund vier Tage nach Beginn der Ausgangsbeschränkungen, meinte Gesundheitsminister Anshober in der »Zeit im Bild«, es hielten sich bereits 95 Prozent der Bevölkerung an die neuen Regelungen. Es brauche aber auch die übrigen fünf, appellierte er. Rund um die Einhaltung wird also sozialer Druck aufgebaut. Man ist ein guter Bürger, wenn man daheim bleibt. Bezogen auf umweltfreundliche Maßnahmen ist das derzeit noch ganz anders: »Wir haben zwar bereits heiße Sommer und Konsequenzen, die noch viel schlimmer und tödlicher sein werden als Corona, aber ein umweltschädliches Verhalten ist gesellschaftlich noch viel akzeptierter.« Es sei typisch menschlich, das eigene Verhalten nach den unmittelbaren Konsequenzen zu steuern. Die negativen Folgen von Fehlverhalten beim Coronavirus seien dabei für viele offensichtlicher als bei klimaschädlichen Handlungen. Dazu kommt, dass man an sehr vielen Stellschrauben gleichzeitig drehen müsste, um der Klimakrise Herr zu werden. Das habe ein höheres Potential, sich hilflos zu fühlen, so Uhl-Hädicke. Denn selbst, wenn man als Individuum seinen Lebensstil ändert, braucht es genauso den Einsatz des sozialen Umfelds, der Wirtschaft und der Politik, damit eine positive Wirkung sichtbar wird.

Und trotz allem kann Uhl-Hädicke ein Potential von Corona für die Klimakrise erkennen: »Die Coronakrise zeigt, wie wichtig politische Maßnahmen sind. Das hat die Einstellung der Leute in kürzester Zeit verändert.« Durch diese Maßnahmen habe die Politik kommuniziert, wie ernst die Lage sei und wie dringend wir handeln müssen. »Die Politik kann große Hebelwirkung haben, wenn es darum geht aufzuzeigen, was dringend zu tun ist. Und die Leute halten sich daran und orientieren sich danach.« Dazu kommt auch, dass wissenschaftlichen Experten und Expertinnen wieder mehr zugehört wird. Auch wenn gleichzeitig viele Falschmeldungen kursieren, sind Virologen derzeit die Popstars des Jahres 2020. Und das in einer Zeit, die oft als Post-Truth-Ära beschrieben wird.

**W**er sich umschaute, während draußen ein unsichtbarer Feind sein Unwesen treibt, sieht auch, dass sich die Welt, ja die Gesellschaft trotz allem weiterbewegt. »Die Welt bricht nicht zusammen«, sagt der Philosoph Günter Getzinger. Selbst bei massiven Einschränkungen der persönlichen Freiheit wird deutlich, dass es möglich ist, angemessen auf Krisen zu reagieren. Auch in Demokratien können in Notsituationen mit den verfügbaren, demokratischen Mitteln drastische Maßnahmen umgesetzt werden. Wir können das also: ein bisschen radikal sein.

Dieses Argument möchte auch die Klimabewegung für sich nutzen. »Die Coronakrise zeigt, was mit politischem Willen alles möglich ist«, sagt Anika Dafert, 17, Klimaaktivistin bei Fridays for Future in Salzburg. »Das macht mir einerseits Hoffnung, aber es macht mich auch traurig. Jetzt sprechen alle von Zusammenhalt. Das brauchen wir für die Klimakrise auch. Die Politik ist noch nicht bereit, auch diese Krise als Krise zu behandeln.« Ob sich das ändert, hänge auch davon ab, wie stark die Klimabewegung während und nach der Krise bleibt, so Getzinger. »Wir nutzen die Zeit, um uns international zu vernetzen und uns zu fragen, welche anderen Möglichkeiten außer auf die Straße zu gehen es noch gibt«, sagt Aktivistin Dafert. »Auch wir glauben, dass es ein guter Zeitpunkt ist, sich zu fragen, wie es anders geht, wie das Leben auch ohne ständigen Konsum funktioniert.«

Veränderung gilt vor allem in Demokratien als langsamer Prozess. Vielleicht zu Unrecht: In seinem Buch »The Tipping Point« argumentiert der kanadische Journalist Malcolm Gladwell, dass große Veränderungen manchmal sehr schnell kommen und dabei auch von kleinen Ereignissen angestoßen werden können. Er veranschaulicht das mit dem folgenden Bild: Wenn man ein Blatt Papier in die Hälfte faltet und das 50 Mal wiederholt, würde der Stapel Papier

*In seinem Buch »Tipping Point«  
argumentiert der kanadische  
Journalist Malcolm Gladwell,  
dass große Veränderungen  
manchmal sehr schnell  
kommen.*

bis zur Sonne reichen. Kleine, manchmal sogar unsichtbare Dinge, können riesige Effekte haben. Ob die klimatischen »Tipping Points«, also die Kippunkte, durch momentane Trends aufgehalten werden können, weiß zu diesem Zeitpunkt kein Experte. Aber was, wenn der Wandel, ja vielleicht die Metamorphose nicht graduell, sondern gleich wie eine Epidemie mit einem einzigen dramatischen Moment eingeleitet wird?

Während der us-amerikanische Ex-Präsident George Bush senior noch während der Klimakonferenz in Rio de Janeiro 1992 sagte, unsere Art zu Leben stünde nicht zur Diskussion, könnte Corona gerade den ersten Beweis dafür liefern, dass die Aufgabe unseres Lifestyles möglich und vielleicht auch gar nicht allzu schmerzhaft ist. Die Aktivistin Naomi Klein fasst diesen Gedanken so zusammen: »During moments of cataclysmic change, the previously unthinkable suddenly becomes reality.« In Zeiten katastrophaler Veränderungen – unseren Zeiten – wird zuvor Undenkbare auf einmal Realität. Für den Klimaschutz könnte das die beste Chance bedeuten, die wir haben. •

**Die Autorinnen empfehlen,**  
die Selbstisolation für Klimalektüre zu  
nutzen: Zum Beispiel »Don't even think  
about it« von George Marshall, der in  
diesem Buch erklärt, wieso unser  
Gehirn nicht dafür gemacht ist, den  
Klimawandel zu verstehen.